Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 31

Artikel: Der Flug ins Feuer

Autor: Hügli, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642137

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wildbachverheerungen am Thunersee

Am 20. Juli, abends zwischen fünf und sechs Uhr, ist über den Thunersee ein heftiges Gewitter niedergegangen, das in Hilterfingen, Oberhofen und Gunten gewaltigen Schaden an Kulturen und Häusern angerichtet hat. In jeder Ortschaft stauten sich bei den Brücken die aus den Nagelfluhgebieten herabgeschwemmten Geröllmassen und wiesen den schlammigen Wasserfluten neue Wege. Besonders schlimm hauste der Ryderbach in Oberhofen, da er bei der Harmoniumfabrik Keller ein neues Bett fraß und viel Land mit Steinen zudeckte. Auch der Guntenbach verließ seine solide Schale, riß die Straße tief auf und strömte durch das Strandbad hinunter. Wo vorher den ganzen Nachmittag fröhliches Badeleben geherrscht hatte, liegt nun in zerstörter Hofstatt Grien, Sand und Schlamm. Ein Teil des Wassers ergoß sich in die Parterreräume und die Küche des Hotels „Hirschen", wo das gelbbraune Element bald einen halben Meter über dem Kochherd stand und viele Vorräte vernichtete. Mit welch ungeheurer Macht die entfesselten Bäche arbeiteten, zeigt sich an den zerstörten Mauern und den herumliegenden Felsblöcken, die mehr als einen halben Meter Durchmesser haben. Merligen, das am 16. Juli 1856 in ähnlicher Weise heimgesucht worden ist, blieb diesmal vom Justisbach verschont.

Der Flug ins Feuer

Ein Geschichtlein zur Bundesfeier.

Von Emil Hügli.

Der Sommer hatte einen prächtigen Anfang genommen. Es hatte im Tale Gras und Heu in Hülle und Fülle gegeben, und auch auf den Alpweiden hatte das herrliche „Wachswetter" seine Wirkung getan. Die Bauern des Hochtales, die sonst nicht viel zu rühmen hatten, stellten angesichts des sommerlichen Erntereichtums nun doch das Klagen wieder für eine Weile ein; denn wenn man auch wirklich keinen leichten Stand hatte, so konnte man doch nicht jammern, da einem vor lauter Freude an den strotzenden Fluren und Matten und an den hochbeladenen duftenden Heufudern, die zur Tenne gefahren wurden, das Herz im Leibe lachte.

Und nun waren ja auch wieder die Sommergäste ins Hochtal hinauf gekommen und bevölkerten das schöne, große Gasthaus, das an der Tallehne am Waldesrand stand. „Die Saison wird recht", hatte der Besitzer, Peter Jost, der von der Ortschaft selber stammte, gesagt, „es freut mich, nicht nur wegen mir, sondern auch wegen unsern Bauern, denen ich um so mehr von ihren Produkten abnehmen kann, je zahlreicher die Gäste bei mir eintreffen . . ."

Das war eine Botschaft, welche die Bauern gerne hörten, und bald zeigte es sich, daß der Peter Jost nicht nur Worte zu machen, sondern auch sein Wort zu halten verstand. Eier, Milch, Käse und Gemüse konnten in Menge aus dem Dorfe St. Anna ins Kurhaus geliefert werden, und schon schien es, daß der Tabak in den Pfeifen der Bauern aromatischer dufte als in gewöhnlichen Zeiten.

Nur auf einen vermochte die Sommerszeit, trotzdem sie sich in so guter Entwicklung befand, keinen besonders günstigen Eindruck zu machen. Das war der etwa achtunddreißigjährige Xaver Minsch, dessen Heimwesen sich am östlichen Dorfende befand, zunächst beim Kurhaus, so daß seine Matten an den Vorgarten desselben stießen. Er war sonst gewiß nicht zu den Mürrischen und Verdrießlichen zu zählen, wenn ihn auch meist ein stiller Ernst erfüllte. Allein nun zeigte er sich doch seit einiger Zeit recht niedergeschlagen, schaute mit finsterer Miene drein und redete manchmal, als ob ihm hier alles verleidet sei. Auch bemerkte er etwa, daß man ein wahrhafter Narr sein müsse, um immer hier in St. Anna zu bleiben . . . Es half nicht viel, daß man ihm sagte, er könne sich eigentlich nicht beklagen, da hätten andere im Dorf weit mehr Grund dazu. Er hatte für solche Einwendungen gewöhnlich nur die Antwort übrig:

„Ach, was wißt ihr denn, was Glück ist — wer könnte das hier in St. Anna wohl wissen?!"

Sich selber nahm er dabei freilich stillschweigend aus. Denn er glaubte, es zu wissen. Er hatte das Bild des wahren Glückes schwarz auf weiß in der Tasche — und mehr als das: Auch den Ruf des Glückes.

„Komme doch, packe deine Siebensachen zusammen. Verkaufe das Heimwesen mitsamt dem Vieh, dann hast du genug, um bequem hieher zu reisen und dich anzusiedeln. Und wenn du einmal hier bist, so wirst du bald merken, daß du von Tag zu Tag vorwärts kommst. Schaffen muß man auch hier, das ist wahr; aber dafür hat man auch alle Chancen, zu einem Vermögen zu kommen. In nächster Zeit, so auf Ende August, wird hier eine Farm frei, die auf Abzahlung gekauft werden kann. Entschließe dich also und lasse dich nicht etwa von deiner Frau oder deiner Tochter davon abhalten. — Schreibe mir sobald als möglich. Bis Mitte August sollte ich wissen, ob du kommen und ein Amerikaner werden willst" — und dann war in dem Briefe weiter erzählt, wie sich alles machen und einrichten ließe.

Das war es, was den guten Xaver Minsch so sehr verwandelt und ihm die Freude an seinem Heimatdörfchen, an seinem Heimwesen und an seiner Arbeit beinahe ganz genommen hatte — diese Lockung des Glückes, jenseits des Weltmeers. Seit er diesen Brief gelesen hatte, war er im Innersten beunruhigt, denn er wußte wohl, es würde ihm doch nicht leicht fallen, auszuwandern. Und doch wollte er zugreifen. Hier lag sicher ein Glücksfall vor — ein Narr, der ihn nicht nutzte! . . . So sagte sich Xaver wohl hundertmal im Tag. Mit der Antwort nach Amerika ließ er sich indessen noch Zeit. Volle vier Wochen blieben ihm ja noch bis zum endgültigen Entscheid. In dieser Zeit aber hatte er in seinem Innern einen regelrechten Kampf durchzufechten, von dem niemand etwas ahnte; denn seiner Frau, der Barbara, und dem jungen Töchterchen, dem Bäbchen, wagte er von seinen Plänen und Hoffnungen nichts zu sagen. Das wollte er dann tun, wenn der Brief mit seiner Zusage auf der Post lag und an seinem Entschluß nichts mehr zu ändern war.

In Gedanken war für ihn die Sache ja so gut wie abgemacht. Er war entschlossen, zu gehen. Und doch wagte er es noch immer nicht, den entscheidenden Brief zu schreiben. Statt dessen stand Xaver oft, wenn er sich unbeachtet wußte, vor seinem Hause, wo der Brunnen rauschte und sich über dem Dache die grünen Aeste einer alten Tanne ausbreiteten . . . Dann wollte ihn dünken, es sei jetzt, wo er bald von allem würde Abschied nehmen müssen, alles noch viel schöner geworden hier: das „Heimetli", das Hochtal, die Matten, die Föhrenwälder und die Berge samt dem leuchtenden Schneegipfel, der in das Tal und auf den blauen See herabschaute. Und dann konnte es wohl geschehen, daß der Xaver Minsch im Gedanken an den Abschied von alledem mit dem rauhen Handrücken etwas Feuchtes aus den Augen wischen mußte.

Der Juli war zu Ende. Nun war es höchste Zeit geworden, den Brief nach Amerika zu schreiben. Wirklich saß Xaver am folgenden Tage um die Abendzeit allein in der Wohnstube, um — wenn auch schweren Herzens — dem Freunde „über dem großen Wasser" seine Zusage zu geben.

Er hatte das Datum des 1. August hingeschrieben und setzte nun die Feder zur Anrede an, als die Glocken der Dorfkirche feierlich zu läuten begannen. Was gab es denn? Um diese Zeit erklang sonst das ganze Jahr hindurch die Kirchenglocke nie . . . Rasch legte er den Federhalter beiseite, erhob sich, begab sich ans Fenster und spähte hinaus — da bemerkte er drüben auf einer Anhöhe des jenseitigen Talhanges einen Glanzpunkt, der wie ein Stern herüber zündete: ein Feuer! Und wie er weiter um sich sah, gewahrte er bald hier, bald dort in der Ferne solche leuchtende Punkte und Flammenmale . . .

Glockengeläute und Höhenfeuer! Nun wußte er, was das zu bedeuten hatte, und es stimmte alles genau mit dem Datum überein, das er eben auf den Briefbogen geschrieben: „Am 1.

August." Und nun, da es rasch zu dämmern begann, sah er, wie drüben beim Kurhause zwischen den Bäumen des Parkes und Gartens bunte Papierlaternen funkelten . . . Zischend flogen auch einige Raketen in den dunkelnden Himmel, knallten und streuten einen glühenden Sternenregen über das Tal. Bald darauf verließ Xaver Stube und Haus — nicht um sich unter die Leute zu mischen, die sich nun auf der Straße nach dem Kurhaus zu sammeln begannen. Er ging vielmehr zur Hintertüre hinaus und schlug den kleinen, schmalen Feldweg ein, der ihn, dem Knebelzaun entlang, in die Nähe des Kurhauses führte.

Immer noch läuteten die Dorfglocken; auch von ferne hörte man Glockenstimmen herübersummen, und prächtig loderte das Feuer durch die Nacht. Auf der Matte vor dem Kurhaus stand ein großer Holzstoß in hellen Flammen, und trotz dem Knattern und Knistern des Holzes war des Pfarrers Stimme deutlich vernehmbar; dessen Rede wohl schon bald zu Ende ging, als er sprach: „Und so sollte jeder seine Heimat lieben mit aller Kraft und nach den Worten des Dichters:

Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Und ist es dann nicht wahr", fuhr der Pfarrer fort, „daß die, welche in der großen Welt ihr Glück suchen, unter diesem meist nichts anderes verstehen als Reichtum? Es gibt aber auch ein kleines, stilles Glück, und wer dessen sicher ist, sollte es nicht an das große unbekannte tauschen wollen. Ich selber bin einst weit in die Fremde gegangen; aber das Heimweh hat mich übermannt, und ich war selig, alle Glücksmöglichkeiten der Fremde wieder einzutauschen an ein bescheidenes, aber befriedigendes Wirken in meiner Heimat. Wer irgend bestehen kann, der sollte standhalten in seinem Vaterland und sich hier sein Glück zu schmieden suchen, in der lieben, schönen, freien Schweizerheimat. Sie lebe hoch, dreimal hoch, hundertmal hoch!"

Xaver hörte noch, wie die Stimmen der Zuhörer in das Hoch des Pfarrers einfielen, wie manche Bravo riefen und ein Händeklatschen begann, daß man hätte meinen können, es praßle auf einmal ein Regen hernieder. Aber noch loderte das Feuer hell auf und beim Kurhaus leuchteten noch immer die Lampions; nur die Glocken waren inzwischen verstummt. Doch nun griff Xaver auf einmal in seine Brusttasche, zog den Brief aus Amerika hervor, bückte sich nach einem Stein und preßte das Papier mit diesem fest zusammen; dann warf er den Ball mit einem mächtigen Schwung über den eisernen Zaun des Gartens, so daß die weiße Kugel in hohem Bogen mitten in das Feuer flog und dort, selber aufflammend, in den Flammen verschwand.

Als er dann, heimwärts gehend, vor dem Hause seine Frau und sein Töchterchen antraf, drückte er beiden liebevoll die Hand, als ob er von einer großen Reise zurückkäme. Was er am gleichen Tage dem Bekannten in Amerika zu berichten hatte, das war bald geschrieben: „Nein, mein Lieber, mit mir kannst du nicht rechnen. Ich bleibe hier in meiner lieben Heimat, und ich bin glücklich, daß ich zu diesem Entschluß gekommen bin."

Erst nach einigen Jahren aber, als sein Bauernhaus neu und stattlich dastand und er auch sonst sein Besitztum glücklich gemehrt hatte, erzählte er seinen Lieben von dem Brief aus Amerika, wobei er ihnen auch das Rätsel von der jungen Taube, die an jenem Abend des 1. August nach dem Glauben des Volkes zu St. Anna in das Feuer geflogen war, auf ganz natürliche Weise zu lösen wußte.

* * *

Weltwochenschau

Eidgenössische Vermögenszuwachssteuer?

Unsere welschen Eidgenossen haben seinerzeit die Weinsteuer zu Fall gebracht. Ganz gewiß bilden sie sich darauf allerhand ein. Sie haben's dem „Monsieur Büro" in Bern gezeigt! Und haben's auch andern, die nicht zahlen wollen, gezeigt, wie man's macht. Ein Organisationskomitee, das zentral erledigt, was zu erledigen ist. Kein Weinbauer verkehrt mit der Steuerbehörde . . . keiner! Wenn sie zugreifen wollen: Alle können sie doch nicht vor den Kadi schleppen. Und generell büßen geht auch nicht. Also werden sie's lassen. Und der Bund hat die Steuer fallen gelassen. Dafür sind die Weinbauern nun wieder gute Eidgenossen und weibeln dafür, daß der Bund, der geldbedürftige, seine Subventionen abbaue. Dann wird er ja auch weniger Geld brauchen.

Die Satire, die manchenorts über diesen Punkt angestimmt wurde, ist vielleicht berechtigt, vielleicht auch nicht. Denn die Weinbauern waren unter allen Landwirten stets am schlimmsten dran. Und es versteht sich, daß man nicht auf der einen Seite dem Weinbau mit eidgenössischen Geldern aufhilft und ihn auf der andern Seite wieder eidgenössisch schröpft, sonst kommt's auf einen Leerlauf hinaus.

Etwas anderes ist die Frage nach der grundsätzlichen Bedeutung von Steuern, die man von Subventionierten überhaupt erhebt. Oder: Von Kapitalbesitzern, deren Einkommen in so und so vielen Fällen aus Zinsen besteht, die der Staat bezahlt. Da gibt es eine ganze Anzahl von Leerläufen. Man behandelt jedes Geschäft rechnungsmäßig für sich: Im Zusammenhang betrachtet, heben sich tausende von „Geschäften" rechnungsmäßig auf. Bundessubventionen, welche die Bauernwirtschaften rentabler machen, werden zu direkten Quellen kantonaler Steuerkassen. Zinsen für SBB-Obligationen sind „Einkommen höherer Klasse" für den kantonalen und kommunalen Steuerzettel.

Wenn nun der Bundesrat eine „Vermögenszuwachssteuer" für alle landwirtschaftlichen, industriellen und gewerblichen Betriebe plant . . . um die Bundesfinanzen ins Gleichgewicht zu bringen . . . was schaut dabei eigentlich heraus? Das „schaffende Kapital" soll herangezogen werden, um . . . unter anderm . . . auch die Zinsen für das beim Bunde oder den SBB angelegte „Alt-Kapital" zu bezahlen. Die Bankiers und der Handels- und Industrieverein haben drei Stunden mit dem Bundesrat konferiert. Dabei wurde, wie üblich, zu beweisen versucht, daß die Steuer zu krassen Ungerechtigkeiten führe. Aber es wäre mehr zu beweisen als nur das! Der „Normalzustand" bei den SBB würde doch erreicht sein, wenn die Betriebseinnahmen zur Erfüllung des Zinsendienstes und zur Amortisation anstiegen. Und im Bundesbudget: Wenn . . . ja wenn? Aus der Wirtschaft muß es der Bund holen, nirgends sonst kann er's kriegen. Und das Grundsätzliche: Die Zinsenbelastung des Bundes müßte eigentlich den Maßstab bilden für die Leistungen des Kapitals; die Erhebung dieser Leistungen jedoch dürfte nicht zur Störung der Wirtschaft führen . . . Man fragt sich, ob in den Verhandlungen zwischen Bundesrat, Banken und Handel diesen Dingen wirklich in die Augen geschaut wird.

Abwartende Westmächte

Die Engländer schlagen Juden und Arabern vor, Palästina nach einem exakten Plane zu teilen; Galiläa, Samaria und das nördliche Philisterland, wie wir sie aus den biblischen Karten kennen, würden das Gebiet des Judenstaates sein, das Jordantal und Judäa blieben arabisch; in Jaffa hätten die Araber, und hart dabei, in Neu-Jaffa, dem sogenannten Tel Aviv, die Juden ihren Hafen, Jerusalem und Bethlehem blieben Völkerbundsmandatstädte. Um die beiden protestierenden Nationen zu beruhigen, wird der Plan dem Forum in Genf unterbreitet. Also hat der geschmähte Völ-